

INTERPRETEN

Das Koeckert-Quartett

Der eigenen Tradition treu geblieben

Von Manfred Hermann Schmid

Im Juli dieses Jahres gingen 43 fast schon legendäre Jahre eines deutschen Streichquartetts von Weltruhm zu Ende. Das Koeckert-Quartett hört auf. Nach bald 4000 Konzerten bewies es ein letztes Mal in München in einem reinen Schubert-Abend seine bestechenden Qualitäten. Auf dem Programm stand – zwischen c-Moll-Quartettsatz und C-Dur-Quintett – das gleiche a-Moll-Quartett, mit dem die Koeckerts, damals noch unter dem Namen Sudetendeutsches Streichquartett, im Mai 1939 zum ersten Mal öffentlich aufgetreten waren.

Heiter und gelöst verabschiedete sich Rudolf Koeckert von einem jubelnden Publikum, das von der Bedeutung des Augenblicks nichts wußte – spröde im Umgang mit der Presse hatte Koeckert mit keiner Silbe seine Absicht verlauten lassen. Erst nach dem Konzert sprach der 69jährige Geiger von dem unwiderstehlichen Entschluß. Er ist ihm, für den Musik das tägliche Brot ist, ganz offenbar nicht leicht geworden. Doch jetzt sollen „die Jungen“ alleine weiterspielen, wie er mit einem nachdenklichen Lächeln sagt. In einer Zeit, in der phasenweise nur der expressive Stil des Amadeus-Quartetts oder als Gegenpol ein Stethoskop-Perfektionismus amerikanischer Ensembles zählte, war das

Koeckert-Quartett unveränderlich und unbeirrbar seiner eigenen Tradition treu geblieben. Immerhin reicht diese Tradition bis zu den Anfängen modernen Quartettspiels zurück, reicht zurück bis zum 1891 gegründeten Böhmisches Streichquartett. Dessen Cellist Ladislav Zelenka, der 1914 den Senior Hanus Wihan abgelöst hatte, war als Lehrer von Josef Merz der einzige künstlerische Berater, mit dem das junge Koeckert-Quartett in seinen Anfangsjahren gearbeitet hat. Von Zelenka kam auch der Anstoß, an Regers intrikatem Spätwerk, dem Streichquartett fis-Moll op. 121, zu arbeiten, das dann oft in den Programmen erschien. „Geschrieben hat's Reger für uns, aber uns war's zu schwer. Ihr könnt es



Zweimal Koeckert-Quartett. Oben: Das umbesetzte Ensemble im Jahre 1975 mit Joachim und Rudolf Koeckert, Josef Merz und Franz Schessl (v.l.n.r.). Unten: Das Koeckert-Quartett im Prager „Studierzimmer“ (1940) mit Rudolf Koeckert, Willi Buchner, Josef Merz und Oskar Riedl

spielen“, muß Zelenka gelegentlich scherzhaft gesagt haben.

Bis zu 24 Konzerte pro Monat

Musikalische Heimat des Quartetts war das Prag der Vorkriegszeit. Alle vier Musiker, Rudolf Koeckert, Willi Buch-

ner, Oskar Riedl und Josef Merz, haben am Prager Konservatorium studiert. Diese Eliteschule für Streicher besaß ihre prägende Persönlichkeit in Prof. J. Koczan, der Komposition bei Dvořák und – neben Jan Kubelik – Violine bei Otakar Ševčík studiert hatte. Aus der Meisterklasse von Koczan

ging eine Reihe großer Geiger der Ševčík-Schule hervor: Josef Suk, Emil Zathureczky, Rudolf Koeckert.

Eine Weiterarbeit in Prag machten die politischen Ereignisse unmöglich. Nach 1945 mußte das Quartett, dessen Mitglieder während des Krieges dem Deutschen Philharmonischen Orchester angehörten, eine neue Wirkungsstätte suchen. Für drei Jahre wurde dies Bamberg, wo sich die vier Musiker nach einer kurzen Tätigkeit bei den Bamberger Sinfonikern ausschließlich dem Quartettspiel widmeten und ein Repertoire erarbeiteten, das zuletzt 170 Werke umfaßte. In den Jahren der Not hungerte man auch nach Musik. Das Koeckert-Quartett gab zu seiner Bamberger Zeit unter unvorstellbaren Reisebedingungen bis zu 24 Konzerte pro Monat. Es waren sicher auch diese Strapazen, die aus dem Quartett eine eherne Gemeinschaft werden ließen, der die üblichen Krisen im Miteinander erspart blieben.

Der Durchbruch zum Ruhm, zur Schallplatte, zur finanziellen Sicherheit kam mit der Berufung nach München. Eugen Jochum holte 1949 das ganze Quartett in Konzertmeisterpositionen für das neugegründete Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks – mit einem einmalig gebliebenen Sondervertrag, der nahezu unbeschränkte Konzertreisen ermöglichte. Als erster Konzertmeister war Rudolf Koeckert über dreißig Jahre ein Wahrzeichen des Münchner Musiklebens. Unvergessen sind seine Orchestersoli in den sinfonischen Werken von Richard Strauss und Gustav Mahler, aber ganz besonders auch „sein“ Benedictus der Missa solemnis.

Im Zeichen der Schallplatte

In den 50er Jahren stand für das Quartett die Schallplatte im Mittelpunkt. Bei der Deutschen Grammophongesellschaft wurden zunächst die herausragenden Werke der romantischen Quartettliteratur eingespielt: Schubert d-Moll, Smetana e-Moll, Dvořák F-Dur.

Der große Schlag kam aber mit Beethoven und der ersten Einspielung sämtlicher Streichquartette, ursprünglich ein Decca-Plan, den die DG sich zu eigen machte und 1954 mit den späten Quartetten startete. Diese Gesamtaufnahme ist heute ein Meilenstein in der Geschichte der Schallplatte. Das Koeckert-Quartett erreicht hier eine Klarheit und Objektivität, die ihresgleichen sucht. Stupende technische Sicherheit machte nicht nur den Toningenieuren die Arbeit leicht – es wurde wenig geschnitten; sie erlaubte ein geradliniges Spiel ohne jede Manier und ohne Kaschieren. Unüberhörbar ist die musikalische Verwandtschaft mit dem Busch-Quartett, das die Koeckerts freilich nie erlebt haben. Nach dem Beethoven-Zyklus gefragt, schweigt der wortkarge Primarius eine Weile. Dann doch: „Es ist in dieser Musik mehr, als man herausholen kann.“ Keine Selbstgefälligkeit. Eine Aufnahme heute

würde mehr auf ihm lasten. Das Bewußtsein von der Verantwortung ist größer geworden. Damals seien sie ganz unbefangen gewesen. Vor der Schallplatte hatten sie nicht den geringsten Respekt. Denn trotz intensiver Auseinandersetzung mit der rasant sich entwickelnden Welt technischer Reproduzierbarkeit sahen die Musiker als ihr eigentliches Medium unverändert das Konzert an. So blieb es bis über den einschneidenden Besetzungswechsel 1975/77 hinaus, als Franz Schessl und Helmar Stiehler die nach 37 bzw. 39 Jahren ausscheidenden Kollegen Riedl und Merz ablösten (Joachim Koeckert hatte schon 1965 den Platz der 2. Geige übernommen). Im lebendigen Konzert gab das Koeckert-Quartett sein Bestes. Tourneen haben es durch die ganze Welt geführt, 1958 als erstes deutsches Quartett nach Amerika, dann nach Asien, Südafrika, Rußland. Wohl nur wenige Kammermusikvereinigungen haben diese Disziplin im öffentlichen Auftreten gekannt. Nie waren Konzerte bloßes Experimentierfeld für Aufnahmen. Ob eine Direktübertragung internationales Publikum erreichte oder ob eine kleine Hörerschaft zu begeistern war, machte keinen Unterschied. Der Anspruch an die Leistung kam vom Werk, das immer die gleichen Forderungen erhob.

Voraussetzung für konstante Spitzenleistung waren Üben und Probieren. Einer günstigen Laune oder gar dem Zufall durfte nichts überlassen bleiben. Jeder mußte sich seiner Sache sicher sein. Diese unbedingte Abstimmung hat auf manche Hörer, die lieber interpretieren erleben wollen, die sichtbar mit ihrer Aufgabe ringen, den Eindruck arroganter Kühle gemacht. Nichts war dem Quartett so fremd wie Schauspielerei. Für das Spiel „nach außen“ hatte höchstens der Cellist Merz eine lebenswerte kleine Schwäche. Der Primarius Koeckert führte das Ensemble mit einem Minimum an Gestik. Die Ökonomie der Bewegung ging bis in die Technik hinein. Wo manche Geiger schier einen Schüttelfrost bekommen, an der Arpeggieren-

stelle gegen Ende des 1. Satzes von Beethovens „Harfenquartett“, war bei Koeckert kaum eine Bewegung zu sehen.

Ausgeprägte Charakteristika

Will man die Spielweise des Koeckert-Quartetts beschreiben, drängen sich schnell drei typische Eigenheiten auf. Da ist, als Erbe der Ševčík-Schule, die sprichwörtliche Intonation mit ihren engen Halbtönen. Bei der Aufnahme des „Forellenquintetts“ kann sie das temperiert gestimmte Klavier geradezu ins Unrecht setzen – Eschenbach scheint an einigen Stellen „zu tief“ zu spielen. Dann ist da jene rhythmische Geschlossenheit, die wohl ein momentanes Nachgeben an Zäsurstellen kennt, aber keine Verunklärung des metrischen Gefüges duldet. Nach ihm bemißt sich die traumhaft sichere Tempowahl, ein Tempo, das den ganzen Satzablauf trägt und nicht nur Teile. Das dritte Charakteristikum gilt dem Klang. Töne erscheinen eher mit der Feder gezeichnet als mit breitem Pinsel gemalt. In langsamen Variationensätzen erhielten Zwei- und dreistimmige Figuren der ersten Geige eine Feinheit, deren durchsichtige Faktur in wunderbarem Gleichmaß noch gesteigert wurde. Das modische Festkleben an Anfangsnoten hat Rudolf Koeckert nie mitgemacht.

Was wird uns an lebendigem Erleben fehlen, wenn das Koeckert-Quartett nicht mehr auftritt? Am meisten wohl die Schlichtheit in der Darstellung langsamer Sätze von Mozart und das Zupackende bei Menuetten Haydns. Zu den größten Erlebnissen mit dem Koeckert-Quartett gehörten Aufführungen der Mozartschen Streichquintette. Von den Quintetten in g-Moll KV 516 und Es-Dur KV 614 gibt es Rundfunkaufnahmen. Wer sie gehört hat, muß es unbegreiflich finden, daß die Deutsche Grammophongesellschaft als langjähriger Vertragspartner versäumen konnte, eine Gesamtaufnahme der Quintette zu produzieren. Doch vielleicht erträgt das Vollkommene kein Festhalten.